

P A E S T U M

W A S I S T E I N T E M P E L ?

Was ist ein Altar?

Was ist eine heilige Straße?

Was ist eine Stadt, die mit ihrer ganzen Anlage
nach den Tempeln hin orientiert ist?

Weihnachtsschrieb 1957

Reinhard von Kirchbach

Ich stehe am Fenster meines Abteils. Die Morgendämmerung ist eben vorbei, und das erste Tageslicht läßt mich die Felder der Ebene auf der einen Seite und die steilen Berge auf der anderen Seite immer deutlicher erkennen. Ich habe in Battipaglia den großen durchlaufenden Zug von Rom nach Sizilien gegen den Accelerato vertauscht und habe noch eine halbe Stunde bis Paestum auszuhalten. Zwei Nächte und ein Tag in der Eisenbahn liegen hinter mir, aber in mir wächst die Spannung. Ich soll zum ersten Mal einen griechischen Tempel sehen, und eine große Frage tritt immer klarer in den Vordergrund: was ist eigentlich ein Tempel? Ich will versuchen ruhig zu fragen und alles, was ich seit meiner Schulzeit darüber gelernt habe, ein Weilchen beiseite zu legen. Der Zug fährt auf elektrifizierter Strecke sehr schnell, und schließlich hält er in Paestum. Als ich um den kleinen Bahnhof herum auf die Straße komme, stehe ich vor der alten Stadtmauer mit einem großen und schönen Tor. Ich will versuchen, erst eine Unterkunft zu finden; und habe beschlossen, bis dahin möglichst wenig zu sehen. Aber auf dem Wege zu dem Hotel Nottuno führt mich die Straße doch an den Tempeln vorbei. Ich setze mein Gepäck ab. Um mich herum lärmt der starke Verkehr, vor allem die aufdringlich hupenden Autos sämtlicher Größen. Aber dort hinter dem Pförtnerhäuschen liegt sehr still und in sich ruhend, so, als merke es den Lärm nicht, das große Tempelfeld: goldbraune Säulen, die durch ein ihnen aufruhendes steinernes Gebälk zu einem Ganzen vereinigt werden. Aber ich bleibe nicht lange stehen. Ich will erst alles andere hinter mich bringen. Das einzige Hotel bei den Tempeln ist „tutto occupato“. So wandere ich weiter dem Strande zu, wo noch ein kleines Hotel sein soll. Drei km Marsch mit Gepäck in einer frühen aber doch schon sehr kräftigen Sonne nach 36 Stunden Bahnfahrt bringen es zuwege, dass ich einigermassen erschossen am Strand ankomme und überglücklich bin, ein freies Zimmer zu finden. Die Wasserleitungen sind noch nicht angeschlossen. Das Geländer an der Treppe existiert noch nicht. Das Hotel ist erst „im Aufbau“. Aber ich habe ein Bett, eine Waschelegenheit und den Blick hinaus aufs Meer. Das ständige ruhige Brausen der Wellen ist in der Luft. Nach zwei Stunden Schlaf halte ich es nicht mehr länger aus. Ich will zu den Tempeln. Ich frühstücke noch die letzten Brote aus Schinkel. Es ist 9 Uhr vormittags. Ich habe nun den ganzen Tag Zeit, bei den Tempeln zu bleiben

Ich gehe die Straße vom Meer zu den Tempeln zurück. Ich versuche über die alte Stadtmauer steigend einen Überblick zu gewinnen und gerate auf ein abgeerntetes, etwas trübseliges, vertrocknetes Feld. Ein paar rosa Oleanderbüsche blühen und strömen mir ihren herrlichen, starken Duft entgegen. Immer wieder huschen die flinken braunen und grünen Eidechsen über die Steine. Manchmal verharren sie ein wenig und sehen einen mit ihren kalten, klugen und fragenden Augen an. Vor einem erhöhten Felsquader tritt mir der große Umfang der alten Stadt deutlich vor Augen. Weithin dehnen sich innerhalb der alten Stadtmauern die Äcker, und die Umzäunung für das eigentliche Ausgrabungsfeld in der Mitte der Stadt sehe ich noch ein ganzes Stück landeinwärts vor mir liegen. Mit schnellen tasten Blicken suche ich inmitten der großen, vom Gebirge begrenzten Ebene nach den Tempeln, vor allem nach dem Poseidontempel, dem besterhaltenen griechischen Tempel in Italien. Was man aus der Ferne sieht, macht nicht den Eindruck einer imposanten, beherrschend en Anlage. Die Tempel ordnen sich ohne viel Aufsehen in die Landschaft ein, anders als bei den weithin sichtbaren Tempelbergen von Agrigent in Sizilien. Ich komme mir ein wenig vor wie auf der Jagt, wenn es darum geht, ein starkes, vielleicht kapitales Wild anzugehen. Man weiß noch nicht genau, was dabei herauskommen wird. Aber jedenfalls ist äußerste Wachsamkeit, Schnelligkeit und Ruhe geboten. Endlich gehe ich ganz brav zu dem Haupteingang hinein und an den zwei blühenden Rosenstöcken vorbei, die schon von Vergil besungen wurden (biferi rosaria Paesti). Dann stehe ich unmittelbar vor dem Poseidontempel.

Ich möchte hier und im folgenden nichts von den architektonisch ausgewogenen Massen, nichts von den geschichtlichen Zusammenhängen (bei denen man im übrigen fast nur auf Combinationen angewiesen ist), ich möchte, aber auch nichts von dem augenblicklichen Bauzustand erzählen. Man kann das, soweit es einen interessiert, ohne große Mühe aus einer Kunstgeschichte oder ähnlicher Literatur entnehmen. Ich war mit einer Frage nach Paestum gekommen, und ich will versuchen, das wiederzugeben, was ich in Paestum als Antwort auf meine Frage erhielt. Die Frage lautete: was ist ein Tempel? Ich bekam außer einer Antwort auf diese Frage noch drei andere Fragen in Paestum gleich mitge-

schenkt: Was ist ein Altar? Was ist eine heilige Straße? Was ist eine Stadt, die mit ihrer ganzen Anlage nach den Tempeln hin orientiert und um sie herum gebaut ist? Vorläufig aber hatte ich erst diese eine Frage. Ich wollte wissen, was ein Tempel ist.

Ich wanderte langsam. an den Säulen entlang um den Poseidontempel herum. Ich stieg die Stufen hinauf. Ich ging durch den Vortempel in die Cella, dem Allerheiligsten, in dem wahrscheinlich das Bild Gottes stand. Dort saß ich lange auf den Kalksteinplatten. Vom Westen her schien das Meer heranzuziehen und vom Osten die Berge. Beide trafen sich an diesem Ort inmitten der Ebene. Es war, als kämen sie, um die überwältigende Kraft ihres Daseins an dieser Stelle sehr still, aber mit nicht endender Dankbarkeit niederzulegen und um von neuem auszugehen auf die Wege und in die Weiten ihrer Sendung.

Ich sah die Menschen und hörte viele Sprachen. Fast jeder spürte, daß hier etwas Großes verborgen lag, daß hier ein heiliger, ein ausgesonderter Ort war. Und wenn die Menschen dies spürten, nahmen sie voller Freude ihre Fotos und versuchten das, was sie ahnten, mit ihrem Apparat festzuhalten: die Säulen, die Tempel und sich dazu. So viel besucht und doch so einsam ist dieser Ort, dachte ich. Und gleichzeitig dachte ich daran, daß man den anderen ja nur dann versteht, wenn man gewohnt ist, seine Sprache zu sprechen, und um einen Tempel zu finden, muss man wohl beten können. Ich spürte dann, daß ich eigentlich an einem Platz saß, der mir nicht zukam. So ging ich langsam wieder aus der Cella über die hohen Stufen hinaus und setzte mich in einiger Entfernung nieder, dort, wo ich dachte, daß vielleicht auch vor 2 ½ tausend Jahren die Menschen gesessen haben mochten, um am Gottesdienst teilzunehmen.

Allmählich ging mir eine erste Seite von dem auf, was dieser Tempel war. Man sagt .gemeinhin, ein Tempel sei ein Bauwerk, in dem eine Gottheit wohne. Für diesen Tempel traf dies so nicht zu. Dieser Tempel war viel mehr. Er war eine Erscheinungsweise Gottes. Eine Gabe, in der sich Gott selbst zum Menschen hin mitgeteilt hatte. Gott hatte sich zu den Menschen dieser Staat gestellt, nicht als Teilgottheit, sondern als

der souveräne Herr und als der Gebieter über Himmel und Erde. Ich glaubte dies sehr deutlich an der Art zu spüren, wie die Tempelbasis und das obere Steingebälk von der inneren Mitte des Säulenraumes zusammengefasst und getragen wurden. Der Tempel als solcher war nicht konstruiert, sondern gegeben, oder besser: offenbart. Hier mündete die steigende Schwere in die schwebende Leichtigkeit, und die schwingende Zartheit wiederum vertraute sich der bergenden Wucht chthonischer Kraft. Das geschah, weil alles gebändigt war von der unsichtbaren und doch allherrschenden Gegenwart einer großen Liebe und Nähe Gottes. Mir kamen unwillkürlich die großen theologischen Summen des Mittelalters in den Sinn, die mit der letztmöglichen Schärfe ihrer abgewogenen Distinktionen nur gerade den Rand des göttlichen Geheimnisses inmitten der erlösten Kreatur abzuzeichnen versuchen. Aber ich schob diesen Gedanken schnell wieder beiseite, weil solche Vergleiche selten dazu helfen, ruhig weiterzuhören.

Ich sah die Reihe der Säulen entlang. Ich stand in einem spitzen Winkel zu ihnen. Da erschienen sie mir wie eine geschlossene Wand. Natürlich konnte jeder zwischen den Säulen hindurch in das Innere des Tempels treten. Im Grunde konnte aber dies nur der tun, der zu solchem Eintritt von Gott selbst autorisiert war. Wer in das Innere, das hieß doch in das innere Wesen und Leben des Gottes eintrat, ohne von ihm gerufen zu sein, konnte also nur per nefas durch die Säulenwand eindringen, und dieser Frevel mußte sich aufs schauerlichste an ihm selber rächen. Diese Ordnungen sind bis auf den heutigen Tag wirksam.

Auf der anderen Seite war aber diese geschlossene Wand auch an jeder Stelle offen, und zwar nach allen Seiten hin, offen vor allem für das Heraustreten Gottes aus der Verborgenheit seiner unsichtbaren Nähe, aber auch für das Herantreten aller Kreatur. Vielleicht könnte man so sagen, daß die Säulen die undurchdringbare Unzugänglichkeit Gottes aussprachen, während die Lücken zwischen den Säulen die Pforten des nach allen Seiten hin geöffneten Wesens Gottes waren. Gott konnte nach jeder Seite hin aus sich heraustreten. Seine Augen waren überall, und kein Stück der Erde im Umkreis der vier Himmelsrichtungen blieb ohne seinen unmittelbaren regierenden Blick und ohne seinen anhau-

chenden Odem. Dies alles gewinnt für mich völlig unerwartet eine ganz neue, aufregende Seite. Ich weiß nicht, wie ich dazu komme. Kurz und gut, ich klettere auf die gewaltigen Steinquader des alten, riesigen Brandopferaltars, der in römischer Zeit wahrscheinlich schon nicht mehr für den Gottesdienst benutzt wurde, sondern wenigstens zum Teil der neuen römischen Hauptverkehrsader weichen mußte. (Die Brandopfer wurden in später Zeit auf dem sehr viel kleineren, näher am Tempel liegenden Altar vollzogen.) Bisher hatte ich immer geglaubt, der Tempel sei gewissermaßen auf sich allein angewiesen, ein in sich ruhender Ort der göttlichen Selbstdarstellung. Aber nun geschah das Überraschende. Kaum stand ich auf den Trümmern des Altars, etwa in der Höhe der Tempelbasis, da durchschlug mich wie ein elektrischer Strom die Realität einer intensiven Beziehung zwischen dem Tempel und dem Altar. Hierhin, auf den Altar zu, war der Tempel im eigentlichen Sinn gerichtet. Und umgekehrt, auf den Tempel zu war der Altar gerichtet. Dieses Auf-einander-bezogen-sein von Tempel und Altar ist ja an und für sich gar nichts Neues. Aber daß diese Beziehung mit einer solch überwältigenden Dynamik tätig war, daß sich hier schweigend ein gottesdienstliches Geschehen vollzog, das war für mich das Neue. Diese unglaubliche Lebendigkeit der Beziehung, diese in gewissem Sinn atemberaubende, sprechende, sich antwortende Zuordnung von Tempel und Altar ließ den Tempel nicht als einen faszinierenden Block göttlicher Fremdheit und Verhüllung stehen. Sondern der Tempel entäußerte sich in die innigste Zuordnung zu diesem Altar. Man könnte sagen, daß der Tempel den Altar aus sich herausgeschoben, ihn gleichsam in ein erlaubtes Dasein hineingeboren hatte.

Ich spürte, wie der Altar nun zu dem Ort wurde, auf den Gott unmittelbar sah, auf den hin er seine ganze Aufmerksamkeit, seine ungeteilte Gegenwart, die ungeheuerliche, gezielte Kraft seines Wesens, die zermalmende Wucht seiner Forderung, die furchtbare Sperre seiner Drohung und seiner Verweigerung, aber auch die unsagbare Tröstung seiner Hingabe und die nicht ruhende Sehnsucht seiner Liebe unaufhörlich mitteilte. Dabei vollzog sich dieses -Ganze nicht als eine letztlich unverbindliche Nachricht, sondern als eine unaufhebbare fortlaufende Realisierung seines göttlichen Willens.

Der Altar hatte seinen Blick im eigentlichen Sinn auf den Tempel hingewandt. Aber für alles, was in dem Umkreis des Altars lebte, wurde dieser wiederum der eigentliche Sammelpunkt. Auf dem Altar verdichtete sich die Welt gewissermaßen zu ihrem Mittelpunkt. Oder anders ausgedrückt: Der Altar wurde zu dem Ort, zu dem hin der Mensch die Welt Gottes sammelt. So wurde der Altar zu einer großen Opferschale, auf der das ganze Leben und in seiner Mitte der Mensch sich den Augen und dem Willen Gottes darbot. Hier hatte alles Platz: alle Liebe und aller Dank, der Krieg der Großen und die Fehden der Kleinen, die Staatsgeschäfte der Polis und Angelegenheiten der Sippen. Dieser Altar lag unter freiem Himmel. Von allen Seiten, von allen Höhen und von allen Tiefen konnte er aufnehmen, was vor Gott seinen endgültigen Platz bekommen sollte oder wollte.

Der Altar als der große Sammelpunkt der Kreatur war nun aber auch in einem sehr erfüllten Sinn ihr Brennpunkt. D.h.er war der Ort, an dem sich durch das Feuer die Verwandlung vollzog. Das Feuer kam auf diesen Altar nicht als ein frevelhafter Raub der Menschen, sondern es kam als eine Gabe von Gott. In dieser Kraft vollzog Gott selbst die Verwandlung. Dort auf dem Altar stehend war zu spüren, wie hier in der brennenden Mitte ein Ort letzter und höchster Freiheit war. Hier, in dieser Feuergestalt, sprang unwiderstehlich der Dank auf und ließ sich nicht bändigen, bis er die Gestalt des reinen Jubels und des großen Lobes Gottes gefunden hatte.

Als Christen können wir an dieser Stelle eine sehr präzise Frage stellen. Wo ist in diesem heute noch spürbaren antiken Heilsgeschehen zwischen Tempel und Altar der Ort Christi zu suchen? Als ich diese Frage stellte, bekam ich eine ebenso genaue Antwort. Eben dieser Altar ist der Ort Christi. Hierhin auf den Altar ist der Sohn gleichsam aus dem Tempel herausgetreten. Hierhin hat er ein für alle Mal die harrende Sehnsucht der Kreatur, hierhin hat er vor allem den Menschen selbst getragen. Wir müßten vielleicht noch deutlicher sagen: Es ist diesem Einen gelungen, das heranzutragen, was heranzuschleppen bisher und seitdem noch nie einem Priester gelang. Hierhin war Christus getreten, beladen

mit der Schuld eines jeden Tages und jeglicher Zonen. Hier hatte der Hohepriester Christus alles geopfert, alles verbrannt, alles verwandelt, alles erlöst. Hier hatte er wiederum als Sohn vom Vater alles neu empfangen: alle Freiheit, alle Gegenwart und alle Fülle. Christus steht nun gewissermaßen vor dem Vater auf dem Altar. Durch sein einmaliges Sühnopfer hat er die Menschheit ein für alle Mal frei gemacht für die bleibende Gemeinschaft mit dem Vater. Die Christenheit steht als der erste Teil dieser von Christus erlösten Menschheit mit ihm auf diesem Altar. Aber nun rauchen hier nicht mehr die Feuer des antiken Gottesdienstes, sondern hier steigt nun der große Dank empor, die Eucharistia, in der wir, Christus unter uns, in Frieden den Heimweg zum Vater wagen, koste es, was es sonst wolle.

Von einer dritten Entdeckung, die ich in diesen 1 ½ Tagen machte, will ich noch etwa erzählen. Unmittelbar bei dem schon erwähnten Hotel Nettuno befindet sich eines der alten Stadttore, das Tor der Gerechtigkeit. Bei diesem Tor fängt die Straße an, die an der Südseite der beiden großen Tempel vorbei zum Forum führt. Von dort geht sie zum Tempel der Ceres durch die Porta Aurea über den Friedhof zu dem Heiligtum der Hera Argava an der Mündung des Sele-Flusses. Es ist die "Heilige Straße", ein Gegenstück zu der heiligen Straße in Athen, die ebenfalls über ein Gräberfeld nach Eleusis führte. Der Charakter dieser Straße als heilige Straße wird durch die zahlreichen kleineren Gebäude kenntlich, die zum Teil als Tempel oder zur Aufbewahrung von Weihegeschenken eindeutig religiös-kultisches Gepräge tragen. Das in großen Quadern ausgelegte Pflaster ist römischer Herkunft, es geht aber auf eine griechische Anlage zurück. Ich war ein paarmal auf dieser Straße ein Stück entlanggegangen und hatte mich an der starken, liegenden Kraft dieser Steine gefreut. Diese Straße war für unseren Verkehr sicher nicht geeignet. Aber es war eben auch nicht wie bei uns ein Stück tote, versiegelte Erde. Sondern es waren einfach Felsstücke aus dem nahen Gebirge, die sich zum Dienst für den Menschen flach und wegsam hatten einfügen lassen. Aber dann dachte ich darüber nach, warum eigentlich diese Straße die "Heilige" genannt worden sei und was das wohl eigentlich wäre. Da machte ich neben allen kultur- und religions-geschichtlichen Feststellungen, ähnlich wie auch bei dem Altar, eine ganz neue Entdeckung.

Als ich versunken in eine tiefe Unterhaltung mit der Straße auf ihr entlangging, merkte ich, daß diese Straße ja unter den Augen des Tempels, und das hieß doch unter den Augen Gottes selbst entlangzog und daß diese ihre tragende Festigkeit und ihre Wegrichtung an den Heiligtümern vorbei ebensowenig eine menschliche Erfindung war wie der Tempel und der Altar. Ich merkte, daß diese Straße den von Gott geführten Lebensweg, oder noch besser, den Weg Gottes selbst bezeichnete. Es stellten sich damit sogleich viele, für mich in diesem Zusammenhang sehr unerwartete Gedanken ein. Jedem Schritt meines Fußes bot sich die unerschütterliche Festigkeit eines Felsens dar, der mich und alle, die vor mir diese Straße gewandert waren, mühelos trug. Hier konnte der Tritt nicht ausgleiten; sondern er stemmte sich von vorne herein und in steter Begleitung der sieghaften Kraft der heiligen Straße Gottes entgegen. Jeder konnte sich der behütenden Klarheit dieser Straße anvertrauen. Ich weiß nicht, ob und in welcher Form das, was wir als die Gnade Gottes bezeichnen, in der damaligen griechischen Theologie lebendig war. Aber das verstand ich, daß dies die heilige Straße der großen Gnade war. Diese Straße ist von vielen begangen worden, als Straße der Freude oder der Trauer. Bei den großen Umzügen und Prozessionen ist diese Straße sicher für viele eine Straße des Dankes und des gottesdienstlichen Jubels geworden. Darüber könnte man noch sehr viel sagen. Jedenfalls aber war es deutlich, daß es das ganze menschliche Leben war, das hier von der Kraft des Weges Gottes getragen, Schritt für Schritt und Tag für Tag von der göttlichen Gnade gehalten und begleitet war. Meine Freude war darum so groß, weil mich in unseren Kirchen, die ja auch als "Weg-Räume" gebaut sind, die zeichenhafte Realität dieses heiligen Weges noch nie mit solcher Wucht und Eindeutigkeit getroffen hatte. Es war wohl nur die notwendige Folge, daß sich diese heilige Straße in Paestum und ihre Ruinen zur Seite allmählich mit stillen aber sehr starken Gebeten erfüllte. Sie standen unsichtbar und leise auf, in einer glühenden und doch sehr zarten, fast schüchternen Freude. Vielleicht war lange keiner mehr im Glauben die Straße entlanggegangen. Nun aber schlossen sie sich mir an, und wir zogen dahin, verbunden in einem einzigen großen heimlichen Gebet.

Ich bin mir bewußt, daß diese Erlebnisse nach mancher Seite hin sehr

fragwürdig sind. Sie bleiben es in mir selbst vielleicht am stärksten. Es ist hier für mich zu Begegnungen gekommen, die nur dann wachsen, wenn man mit ihnen im Gespräch bleibt. Ich habe in den kurzen, bis zum Bersten vollen Stunden in Paestum noch sehr viel mehr gesehen und erlebt, auch von dem Leben dieser antiken Stadt. Man könnte erzählen von der Gesamtanlage der Stadt, angelegt um den heiligen Bezirk der Tempel herum, oder von dem Marktplatz, der zwischen den Tempeln liegt. Ich könnte von dem archaischen, unterirdischen, wahrscheinlich einer Erdgöttin zugehörigen Tempel erzählen. Man fand in ihm große Amphoren, die mit noch nicht völlig eingetrocknetem Honig gefüllt waren. Man könnte von den Wasserleitungen aus Tonröhren berichten, von den halbverwitterten Fußbodenmosaiken, von den Resten bemalten Putzes an den inneren Wänden der Häuser, von den Bädern aus Marmor, von dem aus herrlichen, sorgfältig behauenen Quadern gebauten Schatzhaus, von den Theatern und Tabernen. Man könnte auch den verschiedenen griechischen und römischen Baustufen nachgehen. Man könnte von dem Museum erzählen. Man könnte sich vertiefen in die Unzahl von guten und schlechten, meist kleinen Terracotta-Figuren verschiedenster Motive. Man könnte lange nachdenken über den Metopenfries des archaischen Schatzhauses, der mit seinen 33 erhaltenen mythischen Darstellungen zu dem Schönsten und Vollständigsten gehört, was wir aus dieser frühen Zeit (erste Hälfte des VI. Jahrh. vor Chr.) besitzen. Man könnte lange vor der großen Terracottastatue (ebenfalls VI. Jahrh. vor Chr.) bleiben, die wahrscheinlich den thronenden Zeus darstellt, das archaische Lächeln der seligen Götter auf seinem Gesicht. Man könnte sich, ohne so bald zu einem Ende zu kommen, mit den zum Teil kostbarsten, alten griechischen Vasen und ihrer Malerei beschäftigen oder auch mit der Fülle der vorgeschichtlichen Funde.

Man braucht aber auch nicht nach Paestum zu fahren, um alle diese Dinge zu sehen und von ihnen zu erfahren, was des Erfahrens wert ist. Aber sicher ist es gut, daß wir überall, wo wir auf Ähnliches stoßen, mit einem tiefen und offenen Herzen bereit sind, auf die Stimme zu hören, die uns aus dieser Welt anruft. Es lohnt sich!